

JOURNALISMUSPREIS
DER IG METALL
BADEN-WÜRTTEMBERG

2019

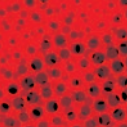


BEITRÄGE DER

PREISTRÄGERIN UND

DER PREISTRÄGER

IG METALL
Bezirk
Baden-Württemberg



Die Preisträgerin Die Preisträger

**Den Willi-Bleicher-Preis
2019 erhalten:**

KATEGORIE PRINT/ONLINE
Zwei Beiträge:

**Henning Sußbach und
Stefan Willeke**

DIE ZEIT

für „Die Fee von Fulda“

Thema: Wie eine Jobvermittlerin
Langzeitarbeitslosen wieder das
Arbeiten beibringt

Seite 8 - 27

Roland Muschel

Südwest Presse

für „Kein Lohn für die
Integration“

Thema: Der unverständliche
Umgang mit gut ausgebildeten
Flüchtlings

Seite 28 - 35

KATEGORIE FERNSEHEN:

Hermann G. Abmayr

SWR/SR

für „Fit bis zur Rente?“

Thema: Wenn Arbeit krank macht

Seite 36 - 37

W i l l i -
B l e i c h e r -
P r e i s
2 0 1 9

KATEGORIE NACHWUCHS:

Melisa Lota

ARD-alpha/Bayerischer Rundfunk
für „Arbeit – Broterwerb oder
Berufung?“

Thema: Der unterschiedliche Sinn
von Arbeit

Seite 38 - 39

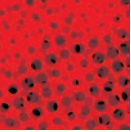
KATEGORIE HÖRFUNK:

Johannes Lenz

Bayerischer Rundfunk
für „Digital Impact: Die Zukunft
der Arbeit“

Thema: Mensch versus Maschine:
Arbeit in Zeiten von Digitalisie-
rung

Seite 40 - 42





Vorwort

Industrie und Arbeitswelt stehen vor einem umfassenden Umbruch: Alternative Antriebe in der Autoindustrie und die zunehmende Digitalisierung, Automatisierung und Globalisierung in allen Branchen verändern die Arbeit von Millionen Beschäftigten. Manche Aufgaben werden verschwinden, andere verändern sich, neue, zukunftsweisende Tätigkeiten kommen hinzu. Arbeit wird in solchen Zeiten des Wandels neu definiert und stellt Beschäftigte und Gewerkschaften vor große Herausforderungen. Umso wichtiger ist eine Institution wie der Willi-Bleicher-Preis, der Entwicklungen der Arbeitswelt aufzeigt, analysiert und hinterfragt.

Die Preisträger 2019 beleuchten Arbeit aus unterschiedlichen Perspektiven: Aus der Sicht einer Jobvermittlerin, die Langzeitarbeitslosen zurück ins Erwerbsleben hilft, von Beschäftigten, die so viel arbeiten, dass sie davon krank werden und von Flüchtlingen, die gerne arbeiten würden, aber

nicht dürfen. Außerdem schildern Beschäftigte, welchen Sinn Arbeit für sie hat und beschreiben ihren Alltag in Zeiten von Homeoffice und künstlicher Intelligenz.

Die IG Metall setzt sich für einen sozialen, ökologischen und demokratischen Wandel ein, der alle Beschäftigten mitnimmt. Die prämierten Beiträge 2019 machen dabei einmal mehr klar, dass dies kein Selbstläufer ist und sich Unternehmen, Gewerkschaften und Beschäftigte gemeinsam anstrengen müssen, damit der Wandel zum Erfolg für alle wird. Das beinhaltet eine umfassende Qualifizierung der Betroffenen ebenso wie die Ansiedelung von neuen, zukunftssträchtigen Technologien am Standort Deutschland.

Die Bewerbungen zum Willi-Bleicher-Preis 2019 – erneut in hoher Zahl und Qualität – geben einen tiefen Einblick, wie stark technologische Entwicklungen die Arbeit von morgen prägen. Und wie sich damit die Ansprüche der Beschäftigten an Arbeitszeiten und -bedingungen sowie die betriebliche Mitbestimmung verändern. Dafür sage ich nicht nur der Preisträgerin und den Preisträgern, sondern allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der diesjährigen Ausschreibung herzlichen Dank!

Unser Journalistenpreis ist nach dem 1981 verstorbenen ehemaligen baden-württembergischen IG Metall-Bezirksleiter Willi Bleicher benannt, weil er sich Zeit seines Lebens für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit in der Arbeitswelt eingesetzt hat. Beides brauchen wir auch in unserer zukünftigen Arbeitswelt und in diesem Sinne wünsche ich mir weiterhin zahlreiche spannende und hintergründige Geschichten aus dem Arbeitsleben.

Den Preisträgern 2019 gratuliere ich zu Ihrem Erfolg und danke der Jury für Ihre Arbeit, namentlich Frank Brettschneider, Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim, Ann-Kathrin Eckardt, Chefin vom Dienst im Gesellschaftsressort Süddeutsche Zeitung, Barbara Roth, Chefin vom Dienst beim Deutschlandfunk, und dem Schriftsteller Wolfgang Schorlau.



Roman Zitzelsberger,
IG Metall-Bezirksleiter
Baden-Württemberg

Willi- Bleicher- Preis 2019

Die Jury

**Prof. Dr. Frank
Brettschneider**
Universität
Hohenheim,
Institut für
Kommunikations-
wissenschaft



**Ann-Kathrin
Eckardt**

Chefin vom Dienst
Gesellschafts-
ressort
Süddeutsche
Zeitung



Foto © Bettina Rüst-Fastré

Barbara Roth

Chefin vom Dienst
Deutschlandfunk

**Wolfgang
Schorlau**
Schriftsteller

Foto © Heike Schiller





Henning Sußebach

Jahrgang 1972

Studium der Journalistik und Raumplanung in Dortmund.

Von 1995 bis 2001 Volontär und Redakteur bei der Berliner Zeitung.
Seither ZEIT-Redakteur in Hamburg.



Stefan Willeke

Jahrgang 1964

Studium der Geschichte und Politikwissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum. 1994 Promotion im Fach Wirtschaftsgeschichte.

Ab 1996 Redakteur der ZEIT in Hamburg, später stellvertretender Leiter des Ressorts Dossier. Danach ressort-unabhängiger Reporter und von 2009 an Dossier-Chef.

Im November 2012 Wechsel zum Spiegel, Ressortleiter Reportage und Gesellschaft.

Im April 2014 Wechsel zurück zur ZEIT und seitdem Chefreporter.

Seit 2017 Mitglied der Chefredaktion der ZEIT.

Unterrichtet an verschiedenen Journalistenschulen und wurde mehrmals mit Journalistenpreisen ausgezeichnet.



«Die Fee von Fulda»

DIE ZEIT,

4. April 2019

■ Begründung der Jury

Die beiden Autoren widmen sich einem Thema, dass vor allem in Zeiten des Booms selten im Fokus von Journalisten steht: der Langzeitarbeitslosigkeit. Gute Geschichten? Bei diesem Thema sind sie derzeit schwerer zu finden als die nächsten offenen Stellen. Im Landkreis Fulda zum Beispiel, wo diese Geschichte spielt, sind nur noch 2,8 Prozent der Menschen ohne Job, gerade einmal 1900 über längere Zeit. Gleichzeitig gibt es 2600 offene Stellen.

Wer hier nach guten Geschichten sucht, muss also sehr genau hinschauen, muss ein feines Gespür für Protagonisten mitbringen, sich ihnen behutsam nähern, und darf dabei den Blick für das große Ganze nicht verlieren. Wer sind die Übriggebliebenen? Können sie nicht arbeiten, oder wollen sie nicht? Und wie soll der Staat mit ihnen umgehen? Genau das ist den Autoren bei der „Fee von Fulda“ geglückt.

Auf den ersten Blick ist Larissa Mihm, die Hauptprotagonistin der Geschichte, nur eine von vielen „Maß-

nahmen“, die sich die Politik schon ausgedacht hat, um die Langzeitarbeitslosigkeit zu bekämpfen. Die aktuelle heißt Teilhabechancengesetz. Firmen, die eine offene Stelle mit einem Langzeitarbeitslosen besetzen, bekommen in den ersten zwei Jahren den Lohn komplett vom Staat bezahlt, drei weitere Jahre noch in großen Teilen. Dazu stellt der Staat den Menschen, die lange raus waren aus der Arbeitswelt, Menschen wie Larissa Mihm zur Seite. Die 31-Jährige soll ihnen im Joballtag dabei helfen, dass sie nicht gleich wieder aufgeben.

Da ist zum Beispiel Ronald Schlüter, um die 50, er war Koch, er war Kellner, er war Türsteher, fühlte sich oft schon von einfachen Aufgaben überfordert. Mit Computern konnte er lange nichts anfangen, er wechselte selten die Kleidung, viel zu selten. Im Text heißt es: „Larissa Mihm hatte die Sache mit dem unangenehmen Körpergeruch schon in einer Computerdatei entdeckt, bevor sie ihren neuen Kunden wirklich ken-

nenlernte, in der „Dokumentation Schlüter“ beim Jobcenter Fulda. Den Fall hatte sie von ihrer Vorgängerin übernommen, kein einfacher Fall. (...) Am Ende war er fünf Jahre lang arbeitslos. Dann fand das Jobcenter für ihn die Stelle als Hausmeister. Er verdient jetzt rund 1700 Euro brutto im Monat, und der Staat zahlt einen großen Teil davon. Das Jobcenter ist für ihn so etwas wie eine Notrufzentrale. Der mobile Hilfsdienst besteht für ihn aus Larissa Mihm. (...) In all den Jahren der Arbeitslosigkeit muss Ronald Schlüter den Staat meist als drohende Instanz erlebt haben. Schreibtischmenschen schrieben ihm Briefe, deren Sinn er nicht verstand. Immer hatte er Angst, etwas falsch zu machen. Dass derselbe Staat jetzt gute Feen schickt, die lächeln und loben, ist ungewohnt.“

Mit fein beobachteten Details, sprachlich glänzenden Analysen und interessanten Hintergrundinformationen gelingt es den Autoren, die Leser über drei Seiten zu fesseln – sogar dann, wenn sie das Thema auf den ersten Blick vielleicht gar nicht interessiert hat. Eine absolut preiswürdige Leistung.

Herzlichen Glückwunsch zum
Willi-Bleicher-Preis 2019.

Die Fee von Fulda

DIE ZEIT,

4. April 2019

Nach Jahren des Booms gibt es in Deutschland so viele offene Stellen wie nie. Manche Menschen sind trotzdem arbeitslos. Wie kann das sein? Im Auftrag des Staates soll Larissa Mihm das Unmögliche bewirken: Den Übriggebliebenen Jobs besorgen. Sie hat da eine neue Methode.

Nach Jahren des Booms gibt es in Deutschland so viele offene Stellen wie nie. Manche Menschen sind trotzdem arbeitslos. Wie kann das sein? Im Auftrag des Staates soll Larissa Mihm mit den Übriggebliebenen das Arbeiten trainieren. Larissa Mihm teilt ihre Kunden in zwei Gruppen auf, in Normalfälle und Intensivfälle. Um die Normalfälle kümmert sie sich je eine Stunde in der Woche, um die Intensivfälle bis zu fünf Stunden. Das klingt, als sei Larissa Mihm eine Ärztin, die Patienten versorgt. Es klingt nach leicht Erkälteten und Schwerverletzten, die ihre Hilfe brauchen. Dabei ist Larissa Mihm studierte Sozialpädagogin, eine Angestellte im Jobcenter Fulda. Sie widmet sich Menschen, die sich schwertun mit dem, was andere für selbstverständlich halten: arbeiten gehen.

Larissa Mihm ist 31 Jahre alt, sie nennt sich Coach. Das könnte man mit Trainerin übersetzen. Ein Coach ist zwar kein Therapeut, aber mehr als bloß ein Arbeitsvermittler in irgendeinem Büro hinter irgendeinem Schreibtisch. Larissa Mihm steht Langzeitarbeitslosen, die endlich eine Stelle gefunden haben, draußen im Joballtag zur Seite, damit sie nicht wieder aufgeben. Sie trainiert das Durchhaltevermögen. Es kann eine anstrengende Arbeit sein, Menschen das Arbeiten beizubringen. Man braucht viel Zuversicht und Geduld. »Es dürfen sich keine Probleme anstauen«, sagt Larissa Mihm.

An einem Morgen im Februar läuft sie in die Tiefgarage des Jobcenters Fulda und schließt ihren Dienstwagen auf, einen silbergrauen Kombi. Im Auto durchquert sie die hessische Stadt. Die Gegend

ist nicht gesegnet, wie es Bayern oder Baden-Württemberg mit ihren Konzernzentralen sind, auch nicht beladen wie das Ruhrgebiet mit seinen Industriebrachen. Fulda, etwa 70.000 Einwohner, keine Großstadt, keine Kleinstadt, geografisch in der Mitte Deutschlands gelegen, ist eigentlich ein Durchschnittsort, an dem es allerdings überdurchschnittlich gut läuft: Hier gibt es Arbeit unterschiedlichster Art, und zwar für jeden, vom Akademiker bis zum Ungelernten. Fulda hat eine eigene Hochschule, Niederlassungen von Technologie-Konzernen, eine Papierfabrik, allerlei Mittelständ-

ler. Dazu jede Menge einfacher Jobs in der Logistik-Branche, in Warenlagern und bei Spediteuren, von denen es in Fulda viele gibt, denn von hier aus ist jeder Winkel des Landes gut zu erreichen.

Deutschland hat einen langen Boom hinter sich, die Arbeitslosigkeit ist so niedrig wie seit der Wiedervereinigung nicht mehr, die bundesweite Quote liegt bei 5,1 Prozent. In Fulda kommt der Istzustand dem Idealzustand besonders nahe: 2,8 Prozent ohne Job – nahezu Vollbeschäftigung. Gerade einmal 3500 Menschen sind im gesamten Landkreis noch arbeits-



Manchmal arbeitet die Jobvermittlerin Larissa Mihm in der Werkstatt mit, um einen ihrer »Kunden« im Alltag zu begleiten.

los gemeldet. Gleichzeitig gibt es 2600 offene Stellen.

Wollten Wirtschaftswissenschaftler ein Labor aufbauen, um darin zu erforschen, wer sich auf dem Arbeitsmarkt selbst in guten Zeiten schwertut – ihr Labor sähe aus wie Fulda. Hier lässt sich erkunden: Wer sind die Übriggebliebenen, die jetzt noch immer keine Stelle haben? Können sie nicht arbeiten, oder wollen sie nicht? Und wie soll der Staat mit ihnen umgehen?

In einem Dorf bei Fulda parkt Larissa Mihm ihr Auto und läuft zu einem Firmengebäude. Hier arbeitet Ronald Schlüter als Hausmeister. Im Jobcenter gilt er als Intensivfall. Ronald Schlüter heißt in Wahrheit anders, er will nicht erkennbar sein. In der Firma nennen ihn alle beim Spitznamen, hier soll er Ronni heißen. Auch die anderen Menschen, die für Larissa Mihm »Kunden« sind, haben in diesem Artikel einen veränderten Namen. Manche von ihnen schämen sich für ihre Defizite.

Ronald Schlüter konnte bis vor Kurzem nichts mit einem Computer anfangen, und er wechselte selten die Kleidung, viel zu selten. Er stank. Larissa Mihm hatte die Sache mit dem unangenehmen Körpergeruch schon in einer Computerdatei entdeckt, bevor sie ihren neuen Kunden wirklich kennenlernte, in der »Dokumentation

Schlüter« beim Jobcenter Fulda. Den Fall hatte sie von ihrer Vorgängerin übernommen, kein einfacher Fall.

Schlüter ist um die 50, er war Koch, er war Kellner, er war Türsteher, stets fühlte er sich schon von einfachen Aufgaben überfordert. Am Ende war er fünf Jahre lang arbeitslos. Dann fand das Jobcenter für ihn die Stelle als Hausmeister. Er verdient jetzt rund 1700 Euro brutto im Monat, und der Staat zahlt einen großen Teil davon. Das Jobcenter ist für ihn so etwas wie eine Notrufzentrale. Der mobile Hilfsdienst besteht für ihn aus Larissa Mihm.

Schlüter hätte sie an diesem Morgen auch im Jobcenter besuchen können, aber er will die Welt der Bittsteller hinter sich lassen. Er hat darauf bestanden, dass Larissa Mihm zu ihm ins Dorf herausgefahren kommt, und sie ist auf seinen Wunsch eingegangen. Auch bei ihr ist der Kunde, in gewisser Weise, König. Wenn er sich nicht wohlfühlt, gibt er auf. Das darf nicht passieren.

In ihrer Handtasche hat Larissa Mihm ein paar Papiere verstaut, die Schlüter am Ende des Besuchs unterzeichnen muss – viel wichtiger aber ist ihr Lächeln. Larissa Mihm ist in der Lage, ein ausdrucksloses Gesicht anzulächeln, die Zweifel eines Menschen weg-

zulächeln, Hoffnung herbeizulächeln. Ihr Lächeln hat viele Funktionen, es kann auch einer Drohung gleichen. Wer versucht, der Arbeit zu entfliehen, wird mit dem Entzug des Lächelns bestraft. So wird das Lächeln zum Symbol eines Sozialstaates, der auch die Übriggebliebenen nicht sich selbst überlässt. Wo es reichlich Jobs gibt, da soll niemand mehr auf die Idee kommen, sich zu entwinden.

Im Dachgeschoss der Firma sitzt Ronald Schlüter auf einem Stuhl vor einer Wand, auf der in großen Buchstaben Gedichtzeilen zitiert werden: »Im Kopf sind schwarze Wolken / Das Denken fällt so schwer.«

Larissa Mihm fragt ihn lächelnd: »Wie geht es Ihnen, Herr Schlüter?« »Manches auf der Arbeit mache ich nicht gern«, sagt er, »aber ich mache es trotzdem.« Dann spricht er eine Weile über sich und resümiert: »Ich bin glücklich, wie es ist.« Eine Freundin habe er nicht, »aber Liebeskummer habe ich auch nicht«. Hin und wieder gehe er kegeln. Schlüter fällt es nicht leicht, sich fehlerfrei auszudrücken, aber bei Larissa Mihm strengt er sich an.

Um besser zur Arbeit zu kommen, hat sich Schlüter ein altes Auto gekauft, nachdem ihm der Staat einen Zuschuss von 1500 Euro bewilligte. Hätte er keinen Füh-

erschein gehabt, wären ihm auch Fahrstunden bezahlt worden. Larissa Mihm brachte ihm bei, wie man eine E-Mail schreibt, zunächst ohne Anhang, dann mit Anhang. Er beherrscht das jetzt, er schreibt ihr gelegentlich. »Hallo Frau Mihm«, steht dann da, »mir geht es gut.« In ihrer Begleitung geht er auch zum Arzt. Außer der Trainerin hat Schlüter eine weitere Betreuerin, eine Frau von der Caritas, die ihm erklärt, wo er zu Hause unbedingt mal sauber machen müsste.

Mit Larissa Mihm redet Schlüter eine Weile über Gummischläuche, die er in der Firma repariert. Dann sagt er: »Man kann mich überall hinstellen.« Und Larissa Mihm erwidert: »Da bin ich ganz stolz auf Sie.« »Das geht mir runter wie Öl, wenn Sie das sagen.«

Schlüter vertraut der Trainerin so sehr, dass er ihr sogar erzählte, seine Geschwister seien in der Kindheit vom Vater missbraucht worden. Er selbst habe alles mitbekommen. Wo muss Larissa Mihm eine Grenze ziehen? Sie besucht Kunden nicht zu Hause, nur am Arbeitsplatz. Es soll um den Job gehen. Aber die Probleme sind oft so tiefgreifend, dass unweigerlich alles miteinander verschwimmt, die Ehe, die Scheidung, Kinder, Schulden, Drogen, Krankheiten, Abstürze. Jemanden zur Arbeit befähigen, das kann bedeuten, ihn ins Leben zurückzuholen, zumindest an den

Rand einer eigenständigen Existenz.

Schön sei es gewesen, sagt Ronald Schlüter, dass er mit Larissa Mihm einmal gemeinsam im Auto gesehen wurde, Schlüter saß glücklich auf dem Beifahrersitz. »Die Leute dachten, ich hätte eine junge Freundin.«

In all den Jahren der Arbeitslosigkeit muss Ronald Schlüter den

Staat meist als drohende Instanz erlebt haben. Schreibtischmenschen schrieben ihm Briefe, deren Sinn er nicht verstand. Immer hatte er Angst, etwas falsch zu machen. Dass derselbe Staat jetzt gute Feen schickt, die lächeln und loben, ist ungewohnt. Larissa Mihm wurde erst vor Kurzem eingestellt. Ronald Schlüter weiß nicht, dass dahinter ein größerer Plan steckt, eine Idee der Politiker in Berlin. Die ha-



Manchmal arbeitet die Jobvermittlerin Larissa Mihm in der Werkstatt mit, um einen ihrer »Kunden« im Alltag zu begleiten.

ben sich schon viele Konzepte gegen Langzeitarbeitslosigkeit ausgedacht. Jetzt testen sie ein neues.

Man könnte glauben, je weniger Erwerbslose es gibt, desto stiller gehe es auf dem Arbeitsmarkt zu. Das stimmt nicht. Selbst wenn fast alle am richtigen Platz zu sein scheinen, ist immer etwas in Bewegung. Manchmal gerade dann.

Das musste zum Beispiel Claus Herzig erfahren, Chef einer Spedition in Fulda. Seine Lastwagenfahrer werden auf Raststätten von Headhuntern angesprochen. Auf dem Weg zum Klo machen sie Karriere. Mal werden ihnen 500 Euro in bar geboten, wenn sie die Spedition wechseln, mal 1000 Euro. Dazu werden ihnen höhere Monatslöhne versprochen. Kaum etwas in Deutschland ist derzeit begehrter als Arbeitskraft. Die Wirtschaft meldet rund 1,5 Millionen offene Stellen, ein neuer Rekordwert.

Nach dem Ende ihrer Touren klopfen die Fahrer dann bei Herzig an die Bürotür und sagen: »Für Ihren Lohn kann ich nicht mehr arbeiten.« Herzig hört sofort den veränderten Ton in ihren Stimmen, diesen Ich-kann-auch-woanders-Ton. Und er legt beim Gehalt bis zu zehn Prozent drauf.

Seit Kurzem erkundigt sich der Unternehmer Herzig sogar, welche Laster seine Fahrer gerne hätten.

Scania? Volvo? Mercedes? Herzig bestellt nicht mehr zehn baugleiche Wagen mit Rabatt, sondern lauter verschiedene nach Einzelwünschen, lässt bequeme Betten einbauen, mit den besten Matratzen. Manches Fahrerhaus hat jetzt eine Lederausstattung. Die Angestellten müssen sich bei ihm wohlfühlen. Das verbindet die Fahrer mit Larissa Mihms Kunden. Entkommen soll niemand mehr.

Wenn schon Lastwagenfahrer von Headhuntern umworben werden wie früher nur Manager – warum gibt es dann überhaupt noch Arbeitslose? Von den rund 3500 Erwerbslosen in Fulda ist knapp die Hälfte allenfalls auf Durchreise durch die Arbeitslosenstatistik; zum Beispiel von einer Stelle als Maschinenbauer in die andere, in der Regel nur Wochen ohne Job. Bleiben 1900 Menschen. Die erhalten Hartz IV, weil sie länger als ein Jahr raus sind oder noch nie in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt haben. Unter den 1900 sind mehr Männer als Frauen. Flüchtlinge. Alleinerziehende. Schwerbehinderte. Fast drei Viertel ohne jede Berufsausbildung.

Das sind die messbaren, harten Faktoren. Die weichen: Jeder Fünfte ist nach Einschätzung des Jobcenters drogenabhängig. Viele haben Schulden, gelegentlich waren schon die Eltern arbeitslos. Manchen fehlt die Selbstdisziplin, an-

deren nur ein Auto. Dann gibt es noch: Krankheiten, Unfälle und andere Schicksalsschläge. Oft kommt alles zusammen – als gelte für Larissa Mihms Kunden nicht nur das Sozialgesetzbuch, sondern auch Murphy's Law in seiner düstersten Ausführung.

Es wäre falsch, sich die verbliebenen 1900 von Fulda als lauter Versager vorzustellen. Oder als lauter Opfer. Es sind auch nicht 1900 Ronnis.

Da gibt es Fordernde. Wie den Mann, der seit Jahren nicht mehr gearbeitet hat, aber jeden Monat das Foyer des Jobcenters betritt und am Empfang ruft: »Wo bleibt der Lohn?!«

Da sind Guthertzige. Wie der Mann um die 40, der im Beratungsgespräch atemlos sein Leben herunterhastet, als könne er so verlorene Zeit zurückgewinnen. Jahre als Helfer im Warenlager, nach Selbsteinschätzung »praktisch ganz in Ordnung, theoretisch hapert's, bei so Schriftsachen«. Schon immer ein Dasein nahe der Überforderung – und dann wurde noch die Mutter krank. Er kündigte, um sie zu pflegen. Aus Wochen wurden Jahre. Briefe, Behördenkram, Begräbnis. Viel »Theorie« also, Kummer, 30 Kilogramm mehr. Andere hätten ihre Mutter ins Heim gegeben, er gab sein Leben weg.

Es gibt auch Beschämte wie den 58-jährigen Maschinenbauer, Vertriebsexperte »für erklärungsbedürftige Investitionsgüter«, Reisen in 37 Länder. Eine Exportweltmeister-Biografie, bezahlt mit zwei Ehen. Vor drei Jahren Streit mit dem Chef, Kündigung, einhundert Bewerbungen, einhundert Absagen.

Warum, das schreibt ihm niemand, offenbar ist er zu alt. Auf Hartz IV verzichtet der Mann. Aus Angst, zu viel vom Erarbeiteten und Ersparten abtreten zu müssen. Und aus Stolz. Noch heute trägt er die alten Maßhemden mit Monogramm. Bald wird er in sein Kinderzimmer zurückziehen, ins Haus der greisen Mutter.

Dann sind da Widerspenstige. Wie der, den sie im Jobcenter »Mann der ersten Stunde« nennen und von dem sie sagen, er habe Generationen von Vermittlern zur Verzweiflung getrieben. 14 Jahre Hartz, 19 Widersprüche, neun Gerichtsverfahren. Pünktlich zu Bewerbungsgesprächen krank. Geht er doch mal hin, melden entnervte Personalchefs: »Er weigerte sich, Angaben zu seiner Vita zu machen ... gab an, das Angebot von seinem Anwalt auf Zulässigkeit prüfen zu lassen ... daher bitten wir Sie im Namen aller Steuerzahler, ihn mal vorzuladen ...«

Eng verwandt mit den Widerspens-

tigen sind die Findigen. Jene, die »viel Arbeit investieren, um nicht arbeiten zu müssen«, wie Larissa Mihms Kollegen sagen. Einer bewirbt sich bevorzugt auf Sekretärinnen-Stellen. Wird er, als Mann, abgelehnt, klagt er wegen Verstoßes gegen das Gleichstellungsgesetz vor Gericht. Mit der Entschädigung bessert er seinen Unterhalt auf.

Schließlich sind da die Unglückseligen. Zum Beispiel der Maler, 30 Jahre alt, seine Frau 31, drei kleine Kinder, als die Diagnose kam. Ein Tumor an ihrer Hauptschlagader, direkt am Herzen, nicht operabel. Dem Krebs ist die Konjunktur egal, das Schicksal schlägt auch in wirtschaftlich guten Jahren zu. Die Frau des Malers hielt noch fünf Jahre durch. Jetzt ist er allein, putzt vormittags die Wohnung, kauft ein, kocht. Nachmittags hilft er den Kindern bei den Hausaufgaben. Er vermisst seine Arbeit, die Kollegen, die Wohltätigkeitsläufe mit ihnen. Er versucht, den Kindern so etwas wie Normalität zu bewahren. Hin und wieder geht er mit ihnen in ein Restaurant, wie früher, bittet sie dort allerdings, »lieber ein großes Getränk als zwei kleine« zu bestellen. »Und ich rauch nicht«, sagt er. Das ist ihm wichtig.

Wenn den 1900 Verbliebenen von Fulda irgendetwas gemein ist, dann dies: Die Ursache für ihre Arbeitslosigkeit ist kaum mehr

auf dem Arbeitsmarkt zu finden, sondern in ihrem Leben. Weil Georg Henkel ohnehin gerade in der Nähe des Jobcenters zu tun hat, will er bei Larissa Mihm im Büro vorbeischaun. Alle paar Tage, spätestens alle zwei Wochen lässt er sich bei ihr einen Termin geben. Henkel läuft durch die Wartezone, sie ist hell und licht. Ein Wasserspender, eine Spielecke. Auf drei Flachbildschirmen Nachrichten aus aller Welt und Wetterdaten aus der Region. Nur ist kaum jemand da, der hinschaut. Ein Arbeitsloser sitzt vor der Fensterfront und spielt auf seinem Handy, das war's. Von den 31 Sitzschalen in der Wartezone sind 30 leer. Kürzlich wurde eine ganze Sitzbank abgeschraubt.

Die Frau am Empfang begrüßt Georg Henkel auf so höfliche Weise, als habe er etwas Kostbares zu bieten, das man sich keinesfalls entgehen lassen dürfe. Drei Viertel aller Mitarbeiter im Jobcenter sind Frauen, viele so jung und so engagiert wie Larissa Mihm. Man könnte glauben, sie bekämen eine Prämie, wenn sie einen Arbeitslosen irgendwo unterbringen. In einem der Büros hängt ein handgemaltes Plakat mit der Aufschrift »Wie fühlen Sie sich?«. Weiblichkeit, Wärme, Zuwendung – ein Jobcenter wie eine Wellness-Oase.

»Schön, dass Sie da sind, Herr Henkel«, sagt Larissa Mihm. Er ist über 50, trägt eine Basecap und hat

eine halb leere Colaflasche in der Hand. Früher war Henkel Fotograf, er wurde vor allem für Hochzeiten engagiert. Aber dann blieben die Aufträge aus, und Henkel meldete Insolvenz an. Vor Kurzem wurde er in einer Firma untergebracht, für die er kurze Filme produziert. Noch immer hat er Schulden beim Finanzamt und muss sehr aufs Geld achten. Die Zeitungslektüre, sagt er, sei sein »einziges Hobby«.

Larissa Mihm fragt: »Was machen Sie heute noch Schönes?« Henkel schildert den gesamten Nachmittag. Er mag sie, das merkt man sofort. Einmal brachte er ihr ein kleines Geschenk mit, eine Flasche Frostschutzmittel fürs Auto. Sie bedankte sich und lehnte ab. Er hat ihr auch mal das Du angeboten, aber auch da hat Larissa Mihm eine Grenze gezogen. Kein Du.

Ein paar Tage später erfährt Larissa Mihm, dass Georg Henkel nicht übernommen wird. Eine Sekretärin des Arbeitgebers hat es sie beiläufig wissen lassen, der Grund bleibt unklar. Als die Nachricht wenig später den ehemaligen Fotografen Henkel erreicht, ruft er Larissa Mihm an. Sie sitzt gerade in einem Restaurant beim Mittagessen, als ihr Diensthandy klingelt. Henkel ist aufgebracht. »Versuchen Sie, sich abzureagieren«, rät ihm Larissa Mihm, »rauchen Sie mal eine. Lassen Sie die Wut nicht an den Kollegen aus.«

Larissa Mihm versucht herauszufinden, was vorgefallen ist, aber sie erreicht den Boss der Firma nicht. Sie will immer wissen, was schiefgelaufen ist, damit sie ihren Kunden beibringen kann, welche Fehler sich nicht wiederholen dürfen. An Fehlern mangelt es nicht.

Als Hartz IV eingeführt wurde, am 1. Januar 2005, war oft davon die Rede, man müsse Langzeitarbeitslose zu ihrem Glück zwingen, sie anschieben, anstacheln, antreiben. Damals hieß der Bundeskanzler Gerhard Schröder, sein wichtigster Minister war Wolfgang Clement, gemeinsam veränderten die beiden Sozialdemokraten die Richtung der Politik. »Es gibt kein Recht auf Faulheit«, hatte der Kanzler schon Jahre zuvor erklärt. In einer Broschüre aus Clements Ministerium standen insgesamt 15-mal die Wörter »Sozialbetrug«, »Sozialbetrüger«, »Sozialbetrügereien«. Dazu der Satz: »Biologen verwenden für ›Organismen, die zeitweise oder dauerhaft zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedingungen auf Kosten anderer Lebewesen – ihren Wirten – leben‹, übereinstimmend die Bezeichnung ›Parasiten‹.«

Neben allem Reformeifer habe es damals »eine starke Tendenz zur Stigmatisierung von Langzeitarbeitslosen gegeben« – so sagt es heute Frank Bauer, Wissenschaftler am Institut für Arbeitsmarkt-

und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg. In viele Arbeitsagenturen zog ein neuer Geist ein, der Verständnis durch Misstrauen ersetzte. Eine Zeit lang wurden Methoden von Unternehmensberatern angewendet, zum Beispiel das sogenannte Matching. Es bedeutet: etwas passend machen. Drei offene Stellen, drei Arbeitslose, die dafür halbwegs geeignet zu sein schienen, und schon hatten diese drei Menschen diese drei Jobs anzunehmen – ob sie wollten oder nicht. Das Konzept ging selten auf. Wer vor der Arbeit flüchten wollte, der fand einen Fluchtweg.

Ähnlich lief es bei den Ein-Euro-Jobs: Stets nur für wenige Monate arbeiteten Hartz-IV-Empfänger in Handlangerjobs. Damit keine Konkurrenz zum echten Arbeitsmarkt entstand, waren die Stellen künstlich geschaffen – und somit oft sinnlos. Manchmal harkte eine Kolonne von Langzeitarbeitslosen Laub hin und her, vor den Augen der Nachbarn. Der Alltag einiger Menschen bekam so wieder eine Struktur, aber weder Perspektive noch Würde. Statt an Menschen wie Larissa Mihm wandten sich zigtausend Hartz-IV-Empfänger im ganzen Land an bestimmte Ärzte. Die Namen jener Mediziner, von denen sich unwillige Arbeitslose ständig krankschreiben lassen, kennen die Mitarbeiter aller Jobcenter, auch in Fulda. Sie kennen

ebenfalls diejenigen Sozialrichter, die den Arbeitslosen am Ende eskalierender Auseinandersetzungen mit den Behörden oft recht geben.

So sank zwar Jahr für Jahr die Arbeitslosenquote, aber hinter der guten Nachricht verbarg sich ein Schlüsselproblem: Ausgerechnet die Zahl der Dauerarbeitslosen stagnierte. Die Zahl derer, die der einstige Kanzler Schröder als Ärgernis ausgemacht hatte. An ihrer fatalen Lage änderte sich nichts.

Wenn aber die Politik der Härte an dieser Stelle sinnlos verpuffte, welche Alternative bietet sich dann an?

Schon zu Schröders Zeit hatte es bei den Sozialdemokraten eine Art innere Opposition zum Regierungskurs gegeben. Immer ging es hin und her zwischen den Schlagwörtern Fordern und Fördern, zwischen härteren und milderer Methoden. Vor allem Sozialpolitiker fragten sich seither: Sollten wir nicht versuchen, Arbeitslosen echte Jobs zu vermitteln? Und ihnen echte Helfer an die Seite stellen?

Im Jahr 2017 trug die SPD diese Ideen in die Koalitionsverhandlungen. 2018 dann beschloss der Bundestag, vorerst befristet, das Teilhabechancengesetz – jenen Plan, der in Fulda die Trainerin Larissa Mihm und den Intensivfall Ronald Schlüter zusammengebracht hat. Eine

Konstellation, die jetzt in ganz Deutschland Politik geworden ist. Firmen, die eine ihrer offenen Stellen mit einem Langzeitarbeitslosen besetzen, mit jemandem, der jahrelang raus war, solche Firmen bekommen in den ersten zwei Jahren den Lohn komplett vom Staat bezahlt, drei weitere Jahre noch in großen Teilen. Auf eine Ära der Ungeduld soll ein Zeitalter der Geduld folgen. Es ähnelt einer wohlmeinenden Wette – auf das Durchhaltetvermögen von Ronald Schlüter, auf die Gelassenheit seines Arbeitgebers, auf die Nerven von Larissa Mihm. Und das tausendfach. Die Regierung hat für dieses Projekt für die nächsten vier Jahre vier Milliarden Euro extra bereitgestellt. Das ist mehr Geld, als dem ganzen Staat Albanien jährlich überhaupt zur Verfügung steht. Das ist so viel, wie das reiche Sultanat Brunei in seinem kompletten Staatshaushalt ausgibt.

In ihrem Dienstwagen fährt Larissa Mihm zu einer Bäckerei in der Nähe von Fulda. Sie stellt das Auto vor dem Schaufenster ab, als sich Claudia Möller schon mit einem Kaffeebecher an einen Tisch gesetzt hat. Claudia Möller putzt in einem Asylbewerberheim, täglich wird sie vom Fahrer eines gemeinnützigen Sozialdienstes dorthin gebracht und dort auch wieder abgeholt. 20 Kilometer hin, 20 Kilometer zurück.

»Na, Frau Möller, was gibt's Neues?«, fragt Larissa Mihm und strahlt sie an. Die Kundin antwortet, sie habe vom Chef des Heims eine Schmutzzulage verlangt, »viele Familien hinterlassen einen Riesendreck«. Sie müsse »eine starke Person sein, sonst respektieren mich die Araber nicht. Die behandeln Frauen schlecht.« Larissa Mihm sucht nach einem Thema, das erfreulicher ist.

Die beiden sprechen darüber, dass Claudia Möller jetzt oft zum Dartspielen geht. In ihrer Mannschaft ist sie sogar Kapitänin. »Das ist Ihr Jahr, Frau Möller, oder?« Claudia Möller nickt fröhlich. Die beiden sind einander nahegekommen. Einmal, nachdem Claudia Möller ihre Fingernägel hellblau und glitzernd rosa lackiert hatte, malte auch Larissa Mihm ihre Nägel an, und sie redeten eine Weile nur darüber. Eine Putzfrau, die auf ihre Hände achtet, hat sich nicht aufgegeben.

Larissa Mihm stellt Nähe zu ihren Kunden her, und sie setzt diese Nähe ein. »Du wickelst sie wirklich alle ein mit deinem Charme«, sagte ihr einer der Kollegen im Jobcenter. Larissa Mihm nimmt es auch hin, dass manche ihrer Kunden die persönliche Bindung mit einer Art Freundschaft verwechseln. Dieses Missverständnis kann dazu führen, dass einige Menschen vor allem deshalb weiterhin zur Arbeit

gehen, weil sie Larissa Mihm nicht enttäuschen wollen. Aber besser eine harmlose Verwechslung als eine gefährliche Kapitulation vor der Arbeit. Larissa Mihm sieht die Sache sehr pragmatisch.

Stets versucht sie, unangenehme Themen angenehm zu verpacken. Einen ihrer Kunden, der oft trinkt, fragt sie freundlich: »Hatten Sie gerade schon ein Bierchen?« Das klingt bei ihr so lapidar, als habe sie sich bloß nach dem Geburtsdatum erkundigt.

Zur Verwunderung ihrer Chefs im Jobcenter erschien Larissa Mihm einmal in einer derben Arbeitshose und mit Stahlkopfschuhen im Büro, weil sie etwas Wichtiges herausfinden wollte. Einen halben Tag lang arbeitete sie in einer Schreinerei mit, in der einer ihrer Intensivfälle eine Stelle bekommen hatte. Larissa Mihm setzte Schubladen in Holzschränke ein und beobachtete ihren Kunden genau. Wie machte er sich?

Hin und wieder wendet sie Tricks an, um sich durchzusetzen. Ein Kunde, der partout keine Fahrschule besuchen wollte, hörte von ihr immer wieder den beiläufigen Satz: »Manches wäre einfacher, wenn Sie einen Führerschein hätten.« Irgendwann glaubte der Mann, er sei selbst auf die Idee gekommen – und machte die Fahrprüfung.

Bei ihren Kundenbesuchen, sagt Larissa Mihm, fühle sie sich öfter an ihre zweijährige Tochter erinnert, von der sie ebenfalls sehr gefordert werde. Wenn die Tochter sich gut benehme, bekomme sie manchmal zur Belohnung eine Tüte Gummibärchen. Im Jobcenter gibt es zwar keine Gummibärchen. Es gibt aber unterschiedlich große Portionen von Respekt – und es gibt Strafen, amtliche Sanktionen. Das Jobcenter kann die Stütze kürzen. Gelegentlich kommt es vor, dass sogar die warmherzige Larissa Mihm zu einem ihrer Kunden sagt: »Sie lügen!« Oder: »Jetzt nehmen Sie den Job an. Keine Ausreden mehr.« Auch ihre Tochter bekommt keine Gummibärchen, wenn sie bockig ist.

Bockig? Würde Wolfgang Lörcher Larissa Mihm so reden hören, er widerspräche wohl sofort. Vermutlich fiel in seiner Gegenrede das Wort »Schweinesystem«, das benutzt er oft, wenn es um Hartz IV geht. Wolfgang Lörcher, Mitte 50, kümmert sich in Fulda um dieselbe Klientel wie Larissa Mihm, Anfang 30. Ihre Büros liegen nur einen Kilometer auseinander. Dennoch begegnen sich die beiden nie, zwischen ihren Lebenswelten gibt es keine Überschneidung.

Wenn sie abends mit ihrer Tochter spielt, beugt er sich über Positionspapiere. Wenn ihr Handy klingelt, ertönt ein Allerweltston von Hua-

wei, bei ihm schrappt Eric Clapton das Gitarrenintro zum Drogensong Cocaine. Und während es unmöglich ist, aus Larissa Mihms Reden und Handeln irgendeine Ideologie herauszulesen, wird alles, was Wolfgang Lörcher sagt und tut, davon durchdrungen. Lörcher ist Mitglied der Linkspartei, Mitglied bei ver.di, Mitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft Bedingungsloses Grundeinkommen – sowie Gründer und seit Ewigkeiten Chef der Erwerbsloseninitiative Fulda.

Im gelb gerauchten Parteibüro der Linken übersetzt Lörcher ratlosen Arbeitslosen das Behördendeutsch ins Verständliche. Er hilft ihnen bei der Wohnungssuche, die auch in Fulda immer komplizierter wird. Er schreibt Widersprüche. Vor allem versucht er, die Menschen vor dem »Schweinesystem« zu beschützen. Er sieht die Sache nämlich so: »Das Jobcenter zieht die Leute übern Tisch.« Er hat da seine eigenen Erfahrungen gemacht.

Als junger Mann schraubte Lörcher liebend gern an seinem Moped rum und träumte von einer Rennfahrerkarriere. Er lernte Kfz-Mechaniker, begann aber schnell, sich zu langweilen, »denn in Wirklichkeit ist man da nur Ersatzteil-Austauscher«. Lörcher jobbte mal hier, mal da, als Dachdecker, im Tapeetenvertrieb, in einer Filzfabrik. Mal verließ er die Arbeit, mal verließ sie ihn, die Wochen zwischen den

Jobs überbrückte er mit Arbeitslosengeld, nicht selten froh um die freie Zeit.

Dann kam das Jahr 2005. Was für Lörcher Freiheit war, deklarierten andere zur Faulheit um. Er fiel in Hartz IV, auch privat ging einiges schief, irgendwann wohnte er in einer Bude direkt gegenüber dem Jobcenter, schräg unter ihm im Erdgeschoss ein Sexshop.

Lörcher lernte den Staat damals als Gegner kennen, und gegen diesen Gegner kämpft er bis heute. Von seiner Überzeugung will er nicht lassen. Als sei die Arbeitsmarktpolitik des Jahres 2019 noch die des Jahres 2005. Sein Büro gleicht anders als das Jobcenter keiner Wellness-Oase, eher erinnert es an einen Kommandostand, an den Wänden hängen Plakate mit Parolen wie »Mindestsicherung ohne Sanktionen!« und »Arbeit umverteilen statt Dauerstress und Existenzangst!«.

Wolfgang Lörcher hat in den vergangenen Jahren vielen Hilfflosen geholfen. Allerdings gehen in der Stadt die Meinungen auseinander, ob der Arbeitslosenverstehrer von Fulda nicht auch ein Arbeitslosenverführer ist.

In seinem Büro bekommt Lörcher Besuch von einem Mann Anfang 40: gerade in Hartz IV gerutscht, in den Händen eine Eingliederungsvereinbarung vom Jobcenter. In

der »Maßnahme Jobbüro«, steht da, soll er Vorstellungsgespräche im Rollenspiel üben, freie Stellen suchen, Bewerbungen schreiben. Lörcher schickt seinen Lesefinger auf die Reise über das Papier. Und hält inne bei einem Satz, in dem sich der Arbeitslose »zur regelmäßigen und pünktlichen Teilnahme« verpflichtet.

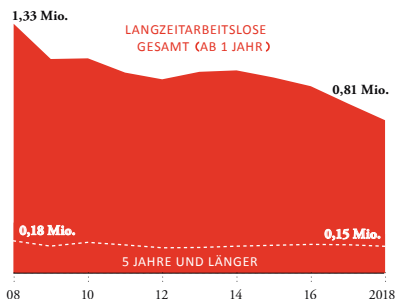
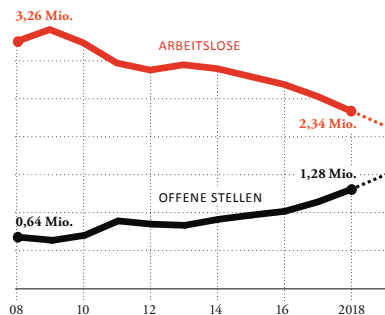
»Das unterschreiben Sie nicht«, sagt er. Da staunt der Arbeitslose. Warum nicht? »Der Satz ist illegal«, sagt Lörcher. Er ist dann ziemlich schnell bei irgendwelchen Urteilen des Bundessozialgerichts, denen zufolge Hartz-IV-Sätze nicht wegen Unpünktlichkeit gekürzt werden dürften. Allerdings steht von Kürzungen überhaupt nichts in dem Papier. Das begreift der Arbeitslose erst, als er aufgewühlt beim Jobcenter nachfragt. Der Mann unterschreibt dann. Er verbündet sich quasi mit Wolfgang Lörchers Fein-

den, mit den freundlichen Frauen von Fulda, die manchen Arbeitslosen jetzt besser zu verstehen scheinen als der Arbeitslosenverteher selbst.

An einem Morgen im März parkt Larissa Mihm ihren Wagen vor einem Unternehmen in Fulda und betritt die Kantine der Firma. Scheu tritt eine dunkelhaarige Frau heran und setzt sich zu der Trainerin an den Tisch. Alia Shakra stammt aus Syrien. In der Kantinenküche wäscht sie das Geschirr ab. Die Kundin hat eine Mappe voller Formulare mitgebracht, die sie nicht versteht. »Können Sie mir helfen?«, fragt sie, und Larissa Mihm nickt.

Alia Shakra musste mit ihren drei Kindern in eine andere Wohnung fliehen, nachdem das Leben mit ihrem Mann unerträglich geworden und die Polizei eingeschritten war. Später kehrte Alia Shakra mit den

Ein deutsches Jobwunder – aber nicht für alle



ZEIT-GRAFIK/Quellen: Bundesagentur für Arbeit, IAB

Kindern in die Wohnung zurück, und der Mann lebte ein halbes Jahr lang in seinem Auto. Jetzt wohnen sie wieder zusammen.

Alia Shakra hat das »Formular Kinderzuschlag« mitgebracht, Tipp eines Nachbarn: Neben dem Kindergeld, das jeder kennt, könne man auch diesen Zuschlag bekommen, den kaum jemand kennt. Larissa Mihm geht mit ihr das Formular durch. Als alles ausgefüllt ist, steckt sie die Papiere in einen Umschlag und sagt: »Sie müssen damit jetzt nur noch zur Post.«

Wer Larissa Mihm beobachtet, der findet eine Antwort auf die politische Debatte, die seit Monaten wieder über Hartz IV geführt wird. Die Diskussion kreist um die Frage, ob das System die Betroffenen diskriminiert. Ob es Arbeitslose knechtet, wie linke Teile der SPD und die Linkspartei meinen. Ob Hartz IV wieder verschwinden muss, damit der Sozialstaat wieder sozial sein kann.

Unter dem hässlichen Begriff Hartz IV leiden zwar viele der Kunden im Jobcenter von Fulda, aber sie leiden nicht unter Larissa Mihms Betreuung. Auch in Zeiten von Hartz IV kann Larissa Mihm alles tun, was ihren Kunden nützt. Hartz IV hindert sie an nichts. Man muss dieses System nicht auf den Kopf stellen, man kann sich auch innerhalb des Systems neue Instrumen-

te ausdenken. Man braucht dann Geld. Und man braucht Vermittler, die ihren vielfach geprüften Kunden dabei helfen, in sich eine bedrohte Ressource zu entdecken: Zuversicht.

Wenn sich Larissa Mihm von ihren Kunden verabschiedet und wieder zum Auto geht, ruft sie gern: »Alles wird gut!« Ein Versprechen, das sich nicht immer erfüllt, aber immer gelten soll. Selbst bei jenen, bei denen nichts gut ist. Wie bei einer der Familien, die sich im Jobcenter einen legendären Ruf erworben haben und von hartgesotenen Vermittlern als »Arbeitslosen-Adel« verspottet werden.

Die Adelsfamilie lebt am Stadtrand, in einer Wohnung voller Tand, auf dem Esstisch eine abwaschbare PVC-Decke, Limonadenflaschen, eine Tabakbox für Selbstdreher, groß wie eine Nesquik-Packung.

Sie: nie im Leben einen festen Job, Hartz IV vom ersten Tag an. Er: wie sie.

Der Adel ist schon in zweiter Generation arbeitslos, womöglich auch in dritter, genau wissen das weder sie noch er zu sagen, auch nicht, was die Kinder machen. Eine Tochter »lernt was mit Regale einräumen«, die anderen bekommen Babys. »Haben ja auch nichts zu tun«, sagt er, 50 Prozent Behinderungsgrad. Sie: 60 Prozent,

laut Jobcenter-Gutachten lediglich »teilschichtig leistungsfähig«.

Er sagt über sich: »Wenn einer Hektik macht, werde ich nervös.«

Sie antwortet auf die Frage, ob es in ihrem Leben je einen Berufswunsch gegeben habe: »Vielleicht was dekorieren?«

Er gilt im Jobcenter als renitent.

Sie als bemüht. Momentan feudelt sie täglich eine Stunde den Flur eines öffentlichen Gebäudes durch, danach ist sie erledigt.

Seit Jahrzehnten balanciert der Adel auf dem schmalen Grat zwischen Krankheit und Faulheit. Weniger mit Vorsatz, eher als Wesensmerkmal. Vererbte Arbeitslosigkeit. Das Jobcenter hat den Adel mindestens so oft an die Schuldnerberatung vermittelt wie in Gelegenheitsjobs. Ist die sanfte Tour bei den härtesten Fällen vielleicht doch genau die falsche? Was den alten Arbeitslosen-Adel angeht, sind im Jobcenter von Fulda unterschiedliche Meinungen zu hören – aber nur eine, wenn es um das jüngste Kind dieser Familie geht: Dem müssen wir unbedingt dabei helfen, ein eigenständiges Leben einzüben.

Der Junge ist jetzt in der Pubertät, morgens besucht er dieselbe Sonderschule wie früher der Vater, nachmittags verschwindet er unter Kopfhörern und zockt bis abends

am Computer. Ein Kind, das den Eindruck haben muss, dass staatliche Stütze zu einem normalen Leben gehört. Wie Essen, Schlafen oder Atmen.

Deshalb schicken die Vermittler von Fulda Coaches auch in die Schulen. Nicht alle paar Wochen – eine von Larissa Mihms Kolleginnen ist jeden Tag da. Sie hat dort ein festes Büro, an der Tür hängen Fotos, die Menschen bei der Arbeit zeigen. Kennt nicht jeder. Regelmäßig lässt sie ganze Klassen etwas basteln, Papiertürme beispielsweise. Sie beobachtet jeden Schüler, auch den Adels-Sohn. Auf einem Formular notiert die Abgesandte aus der Arbeitswelt, wer sich durch »Einfallsreichtum« hervor tut, wer durch »Teamarbeit«, wer durch »Genauigkeit«, wer wenigstens mit »Kommunikationsfähigkeit« auffällt.

Irgendetwas muss es doch geben. Larissa Mihm kennt Menschen, von denen sie ahnt, dass sie verloren sind. Menschen, die einsam in Kellerräumen hausen und sich abschotten. Menschen, die auch mit Fürsorge kaum noch zu erreichen sind. Und doch versucht sie es immer wieder. Sie sagt: »Wieso soll ich meine Zeit nicht für Menschen verwenden, die hilflos vor mir sitzen?«

Manchmal sind die Fortschritte, die sie erlebt, nur klein, sehr klein.

Lächerlich klein, würden manche Kritiker sagen. Aber Larissa Mihm gibt nicht auf. Selbst winzige Fortschritte sind besser als Stillstand, so sieht sie das. Die Küchenhilfe Alia Shakra weiß inzwischen, was eine Verdienstbescheinigung ist. Der ehemalige Fotograf Georg Henkel, der plötzlich ohne Job dastand, wird im Mai eine neue Stelle antreten, als Kellner in einem Lokal. Die Putzfrau Claudia Möller hat einen Mann gefunden, den sie heiraten will, einen Rentner. Und dem Hausmeister Ronald Schlüter, den alle Ronni nennen, gelingt etwas, das ihm früher nicht gelang. Er wäscht sich jetzt.



Roland Muschel

Jahrgang 1972

Studium der Geschichts- und Politikwissenschaft in Gießen, Santiago de Compostela, Tübingen und Columbia/Missouri

1999-2000 Volontariat und ab 2001 Redakteur bei der Heilbronner Stimme

Seit 2006 Korrespondent der Südwest Presse im landespolitischen Büro in Stuttgart

«Kein Lohn für die Integration»

Südwest Presse,
11. August 2018

■ Begründung der Jury

Roland Muschel beschreibt die sehr aktuelle Debatte um ein Bleiberecht für abgelehnte, aber gut integrierte Asylbewerber. Menschen, die arbeiten wollen, aber nicht dürfen.

Zoher Sabeel zum Beispiel. Der Pakistani ist ausgebildeter Gipser und Stuckateur. Er spricht fließend Deutsch. Beim Mannheimer Familienbetrieb Bauer GmbH hätte er sofort einen Job. Ein Arbeitgeber benötigt einen Fachmann und ein junger Mann eine Beschäftigung. „Eigentlich eine einfache Geschichte“, schreibt Muschel in seiner Reportage, wären da nicht Gesetze und ihre Auslegung durch Behörden. Denn Sabeels Asylantrag wurde abgelehnt. Die Behörden können die Ausreisepflicht wegen fehlender Papiere allerdings nicht vollziehen. Der 24-Jährige lebt nun von staatlichen Transferleistungen, anstatt als Gipser zu arbeiten und Steuern zu



zahlen. Kein Einzelfall. Arbeit ist die beste Form der Integration. Dieser Satz prägte die Flüchtlingsdebatte in den Jahren 2015 und 2016 wie kaum ein anderer. Viele Unternehmen, vor allem im Handwerk, der Gastronomie und im Pflegebereich, folgten den Appellen von Politikern fast jeder Couleur und nahmen Flüchtlinge in ihren Betrieben auf. Sie bildeten die Menschen nicht nur aus. Sie unterstützten sie auch beim Spracherwerb, bei der Wohnungssuche und den Behördengängen. Aus gutem Grund, denn auf dem leer gefegten deutschen Arbeitsmarkt finden viele Betriebe längst keine Mitarbeiter mehr.

War alles umsonst? Deutschlandweit wächst bei Unternehmern das Unverständnis darüber, dass integrierten Arbeitskräften die Abschiebung droht. Der Journalist skizziert die Bemühungen einer in Baden-Württemberg gegründeten Unternehmer-Initiative, deren Kernforderung es ist, Geflüchteten in Ausbildung und Arbeit rasch ein Bleiberecht auszusprechen. Viele Betriebe sind auf diese Menschen angewiesen - gerade in Baden-Württemberg, wo es Landkreise mit Vollbeschäftigung gibt, weshalb zigtausend Stellen ansonsten unbesetzt bleiben.

Roland Muschel hat einen sehr guten und preiswürdigen Beitrag geliefert. Es ist ihm hervorragend gelungen, dieses Thema in politisch aufgeheiz-

ten Zeiten sachlich, ausgewogen und sehr unaufgeregt zu beleuchten.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2019.

Kein Lohn für die Integration

Südwest Presse,

11. August 2018

Viele Unternehmer sind dem Ruf der Politik gefolgt. Sie haben Flüchtlingen einen Job gegeben. Jetzt fühlen sie sich im Stich gelassen, weil ihren ausländischen Mitarbeitern die Abschiebung droht.

Achim Bauer sagt, am liebsten würde er Zohar Sabeel morgen wieder einstellen. Zohar Sabeel sagt, am liebsten würde er sofort den Arbeitsvertrag der Bauer GmbH unterschreiben. Dem Stuckateurfachbetrieb, bei dem er seine Ausbildung durchlaufen und sich bewährt hat. „Er ist der beste Azubi, den wir in den letzten 20 Jahren hatten“, sagt Bauer, der den Familienbetrieb im Mannheimer Stadtteil Feudenheim leitet.

Ein Arbeitgeber benötigt einen Fachmann und ein junger Mann eine Beschäftigung. Eigentlich eine einfache Geschichte. Wären da nicht Gesetze und ihre Auslegung durch Behörden.

Als er 16 Jahre alt war, so erzählt es Zohar Sabeel im Büro seines Ausbildungsbetriebs in fließendem Deutsch, hätten ihn seine Eltern losgeschickt, weg aus Pakistan, „wo es keine Zukunft gibt“. Sie übergaben den Sohn einem

Schlepper, auf abenteuerlichen Wegen landete er in Mannheim, ohne Deutschkenntnisse und Papiere. Er kam in ein katholisches Jugendheim, ein Kunde der Firma Bauer. Er lernte Deutsch, machte den Hauptschulabschluss und beim Stuckateurfachbetrieb ein Einstiegsqualifizierungsjahr, ein Art Langzeitpraktikum, das als Brücke zur regulären Ausbildung dienen soll. Es folgten die Ausbildung zum Gipser und Stuckateur – und Probleme mit Behörden. Ein Asylantrag wurde abgelehnt. Achim Bauer musste kämpfen, dass sein Schützling die Ausbildung beenden kann. Direkt im Anschluss, im Juli 2017, strichen die Behörden die Beschäftigungserlaubnis. Gerichte bestätigen die Entscheidung. Zohar Sabeel sei „abgelehnter Asylbewerber und vollziehbar ausreisepflichtig“, schrieb das Regierungspräsidium Karlsruhe am 15. Juni 2018. Und: „Ein Asylverfahren ist nicht der richtige Weg,



Foto: Kay Nietfeld/dpa

Flüchtlinge lernen die Arbeit mit einem Schweißbrenner. Ihre Ausbildung garantiert nicht, dass sie auch in Deutschland bleiben können.

auf dem deutschen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen.“

Fehlende Papiere

Die Krux ist nur, dass Zohar Sabeel einerseits längst Fuß gefasst hat und die Behörden andererseits die Ausreisepflicht, auf die sie verweisen, wegen der fehlenden Papiere gar nicht vollziehen können. Anstatt als Gipser zu arbeiten und Steuern zu zahlen, lebt der 24-Jährige nun von staatlichen Transferleistungen. „Er ist seit acht Jahren im Land, beherrscht die deutsche Sprache in Wort und Schrift, will sich integrieren, arbeiten, Steuern zahlen. Keiner versteht, dass ein topausgebildeter junger Mann zur Untätigkeit gezwungen wird“, sagt Achim Bauer. Im September geht einer der sieben Beschäftigten in

Ruhestand. Zohar Sabeel wäre der ideale Ersatz.

Deutschlandweit wächst bei Unternehmen das Unverständnis darüber, dass integrierten Kräften die Abschiebung droht. In Baden-Württemberg haben Antje von Dewitz, Geschäftsführerin des Bergsport-Ausrüsters Vaude, und Gottfried Härle, Chef der Brauerei Härle, im Frühjahr eine Initiative gegründet. „Wir haben mit einer handvoll Unternehmen begonnen, jetzt sind es 120“, sagt Härle in einem Besprechungszimmer seiner Brauerei in Leutkirch. Ihre Kernforderung: Geflüchteten in Ausbildung und Arbeit rasch ein Bleiberecht auszusprechen. Härle ist Mitglied der Grünen, etliche Mitstreiter sind bei der CDU. In der Ablehnung der behördlichen Pra-



Eine Initiative von Gottfried Härle (oben) fordert, dass Flüchtlinge mit Jobs im Land bleiben können. Das unterstützen auch der grüne Integrationsminister Manfred Lucha und der SPD-Abgeordnete Boris

Weirauch (Mitte); sowie Stuckateur Achim Bauer und sein ehemaliger Azubi Zohar Sabeel (unten). Fotos: Oliver Schulz, Roland Muschel (2), Götz Schleser, Sozialministerium

xis sind sich alle einig. Die Initiative will sich jetzt auch für Firmen anderer Bundesländer öffnen, die Nachfrage ist enorm.

Im April hatten Härle und Co. einen Termin mit Baden-Württembergs Innenminister Thomas Strobl (CDU), im September folgt einer im Kanzleramt, bei der Integrationsbeauftragten der Bundesregierung, Annette Widmann-Mauz (CDU). „Wir erhalten viele positive Signale. Aber in der behördlichen Praxis hat sich seit dem Gespräch mit Herrn Strobl bislang nichts geändert“, stellt Härle fest.

Der Brauer beschäftigt fünf Geflüchtete. „Vor drei Jahren hat die Politik gesagt: Auch die Unternehmen sind gefordert, Arbeit ist die beste Form der Integration.“ 2015 seien die Bedingungen unklar gewesen, trotzdem hätten viele Firmen Zeit und Geld investiert. Nun, da die neuen Arbeitskräfte eingearbeitet und integriert seien, drohe vielen die Ausweisung. Weil der Asylantrag inzwischen abgelehnt wurde. Oder weil die Behörden die Mitwirkungspflicht bei der Identitätsfeststellung verletzt sehen. „Um einen Führerschein zu machen, brauchen Geflüchtete weder einen Pass noch eine Geburtsurkunde. Für eine Arbeitserlaubnis aber schon“, sagt Härle. „Dabei kann man mit einem Führerschein mehr Schaden anrichten als in unserer Brauerei.“ Als die Unternehmer im April bei Strobl

vorsprachen, signalisierte der Innenminister Verständnis für deren Nöte, benannte aber auch seine Schmerzgrenze: Bei der Identitätsfeststellung könne es „keinen Rabatt“ geben. Und: „Ausreisepflicht heißt Ausreisepflicht.“

Plädoyer für „Spurwechsel“

In seinem Stuttgarter Abgeordnetenbüro hat der Mannheimer SPD-Politiker Boris Weirauch Korrespondenzen ausgebreitet. Der Anwalt hat versucht, für Zoher Sabeel auf eine unbürokratische Lösung hinzuwirken. Generell wirbt er dafür, Geflüchteten in Ausbildung und Arbeit einen „Spurwechsel“ zu ermöglichen: von der Duldung zu einem gesicherten Aufenthaltstitel. Bei seinen Wählern in der Arbeiterstadt erhalte er dafür Zuspruch. „Die Leute verstehen nicht, dass Geflüchtete, die hart arbeiten und Steuern zahlen, von Abschiebung bedroht sind, während denjenigen, die vier Mal beim Drogenverkauf erwischt werden, nichts passiert.“

In Baden-Württemberg sind von den zwischen Anfang Juni 2017 bis Ende Mai 2018 geplanten 8033 Abschiebungen 4886 gescheitert. Viele Bürger haben den Eindruck, dass sich Deutschland ein Paradoxon leistet: Während gut integrierte Leute mit Arbeitsverboten belegt werden, schafft es der Staat oft nicht, Kriminelle oder Islamisten rückzuführen.

Weirauch hat in einer parlamentarischen Initiative nachgefragt, wie Strobl Unternehmern entgegenkommen will. Die Antworten fallen aus SPD-Sicht enttäuschend aus. Darin bekennt sich Strobbs Haus weder offensiv zu einer Stichtagsregelung noch zu Ermessensspielräumen, sondern verweist auf den Berliner Koalitionsvertrag. CDU, CSU und SPD haben auf Bundesebene ausgemacht, ein Einwanderungsgesetz zu erarbeiten. Das gelte es „abzuwarten“. Strobl wäre vielleicht konzilianter, wenn nicht die Innenminister der Union vereinbart hätten, bis zu den Landtagswahlen in Bayern und Hessen im Oktober den Ball flach zu halten. Die Angst, Wähler an die AfD zu verlieren, ist groß.

Die hat der grüne Sozialminister, Manfred Lucha, nicht. Er hat jüngst einen Vorschlag für ein Einwanderungsgesetz auf Bundesebene vorgelegt. Nun sitzt er in einem Büro im „Haus 49“, einem „Internationalen Stadtteilzentrum“ im Stuttgarter Norden, wo der Migrantenteil hoch ist. „Ein Einwanderungsgesetz ist essentiell. Wir brauchen es allein schon, um unseren materiellen Wohlstand zu sichern“, sagt er. „In Baden-Württemberg sind derzeit 130 000 Stellen unbesetzt, wir haben Landkreise mit Vollbeschäftigung, die Wirtschaft ruft nach Arbeitskräften. Das sind die Fakten.“

Keiner versteht, dass ein top-
ausgebildeter junger Mann
zur Untätigkeit gezwungen
wird.

Achim Bauer
Leiter eines Stuckateurfachbetriebs

tigung, die Wirtschaft ruft nach Arbeitskräften. Das sind die Fakten.“

Sein Vorschlag sieht auch eine Stichtagsregelung für geduldete Flüchtlinge vor, die unbescholten und in Arbeit sind. „Wir müssen wegkommen von diesen kleinteiligen Einzelfallentscheidungen

und einen Stichtag definieren.“ Der Fall von Zohar Sabeel aber, sagt Lucha, falle „in meiner Interpretation“ unter die 3-plus-2-Regel.

Die hatte der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann 2014 dafür ausgehandelt, dass Baden-Württemberg im Bundesrat der Einstufung der Balkanstaaten zu sicheren Herkunftsländern zustimmt. Sie besagt, dass Flüchtlinge nach einer dreijährigen Ausbildung unabhängig von ihrem Status noch zwei Jahre in Deutschland arbeiten dürfen.

Geflüchtete wie Lamin S. (28) hoffen derweil auf eine Stichtagsregelung, die auch angelernte Kräfte einschließt. Der Gambier, der selbst kein Bier trinkt, arbeitet seit 2015 bei Härle in der Flaschenfüllerei. Die Brauerei hat verschiedene Biersorten in verschiedenen Flaschengrößen. Wenn die Kisten zurückkommen, ist vieles durcheinander. Lamin sortiert dann die Flaschen. Es ist eine Arbeit, für die man keine Vorkenntnisse braucht.

Aber er macht sie gern. Sein Asylantrag ist inzwischen abgelehnt, der Widerspruch liegt beim Verwaltungsgericht, daran hängt auch seine Arbeitserlaubnis.

Kürzlich hat Lamin S. seinen Chef gebeten, ihm eine Urkunde auszustellen, die bestätigt, dass er ein guter Arbeiter sei. Härle hat eine Seite aufgesetzt, die besagt, dass Lamin S. seit 2015 bei ihm beschäftigt ist und seine Sache gut macht. Der Gambier hat das Dokument in seinem Zimmer aufgehängt. Ein guter Arbeiter zu sein, für ihn zählt das.



Hermann G. Abmayr

Jahrgang 1955

Seit 1980 als Journalist für Zeitungen und Zeitschriften tätig, seit 1985 auch für Fernsehsender – zunächst für den WDR, dann für den SDR bzw. SWR, für den SR und die ARD.

Autor zahlreicher Dokumentarfilme und ARD-Magazin-Beiträge sowie einiger Sachbücher.

Themenschwerpunkte: Verkehr, Umwelt, Wirtschaft, Soziales und Zeitgeschichte.

Der Beitrag ist
hier zu sehen:



«Fit bis zur Rente? Wenn Arbeit krank macht...»

SWR/SR; betrifft: ...

19. September 2018

■ Begründung der Jury

Der Filmemacher und Fernseh-Journalist Hermann G. Abmayr geht der Frage nach, wie ernst man es in Deutschland mit dem Schutz der Gesundheit von Beschäftigten nimmt. Sein Fazit ist ernüchternd: Beim Arbeitsschutz versagen nicht nur Unternehmen, sondern auch der Staat.

Im Film werden Menschen vorgestellt, die unter starker Arbeitsbelastung leiden und Gefahr laufen, deshalb krank zu werden oder bereits erkrankt sind. Küchenchef Christof S. etwa hat zeitweise wochenlang ohne freien Tag gearbeitet, und das häufig bis zu zwölf Stunden am Stück. Bis er erschöpft zusammenbrach und mit der Diagnose Burn-out in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde. Der Bandarbeiter Matthias M. klagt über kurze Taktzeiten und schwere körperliche Arbeit, die ihn an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bringen. Er fordert

Erleichterungen, denn bis zur Rente könne er so nicht arbeiten. Auch der Krankenschwester Dunja W. machen Schichtdienst und personelle Unterbesetzung zu schaffen. Sie hat ihre Arbeitszeit aus gesundheitlichen Gründen bereits reduziert.

Keine Einzelfälle. Rund ein Fünftel der abhängig Beschäftigten erreicht das reguläre Rentenalter aus gesundheitlichen Gründen nicht. Der Journalist fragt in seinem Film, wie es so weit kommen konnte. Gibt es doch in den Gewerbeaufsichtsämtern staatliche Arbeitsschützer, die Verstöße gegen die geltenden Gesetze und Verordnungen verhindern sollen. Die Behörden allerdings haben viel zu wenig Personal. Die Folge: Die Arbeitsschutzkontrollen in den Betrieben sind seit Mitte der 1990er-Jahre um zwei Drittel zurück-

gegangen. Was bedeutet, dass statistisch betrachtet, nur alle 30 Jahre eine Kontrolle stattfindet.

Die gründlich recherchierte und informative Dokumentation rüttelt auf und macht Zuschauende wütend: Für den Arbeitsschutz sind die 16 Bundesländer zuständig. Doch keine Ministerin, kein Minister wollte dem Fernsehteam ein Interview geben – warum wohl? Weil sie beim Arbeitsschutz versagen. Doch auch die Gewerkschaften sind gefragt. Mindestens so wichtig wie Lohnforderungen müssen ihnen die Arbeitsbedingungen und der Gesundheitsschutz der Beschäftigten sein.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2019.



Szene aus dem Filmbeitrag



Melisa Lota

Jahrgang 1990

Bachelorstudium „Ressortjournalismus“ in Ansbach

Masterstudium „Fernsehjournalismus“ in Hannover

Seit 2014 freie Autorin und Reporterin beim Bayerischen Rundfunk

Der Beitrag ist
hier zu sehen:



«Arbeit – Broterwerb oder Berufung?»

ARD-alpha/
Bayerischer Rundfunk
20. Januar 2019

■ Begründung der Jury

Was ist Arbeit? Und was bedeutet Menschen ihre Erwerbsarbeit? Um diese Frage zu beantworten, hat Melisa Lota die RESPEKT-Moderatorin Christina Wolf in den Großraum Nürnberg geschickt. Dort schildert sie den Stellenwert von Arbeit an vier ganz unterschiedlichen Beispielen: einem Oberarzt, einem Künstler, einer Fashion-Bloggerin (die in Teilzeit auch noch als Controllerin bei einer Versicherung arbeitet) und einer Energieberaterin (die zuvor lange Zeit arbeitslos war). Für sie alle ist ihre Arbeit beides: Broterwerb und Berufung.

Diese Feststellung dürfte auf einen Großteil der ca. 42 Millionen Erwerbstätigen in Deutschland zutreffen. Zum einen schafft die Erwerbsarbeit die ökonomische Basis für das eigene Leben. Zum anderen ist sie aber Teil der Selbstverwirklichung. Sie ist Berufung. Und sie gibt Menschen ihre Würde,

wenn sie etwas Sinnvolles tun können und als anerkanntes Mitglied der Gesellschaft gesehen werden. Der Beitrag von Melisa Lota macht deutlich: „Erwerbsarbeit bietet nicht nur gesellschaftliche Teilhabe, sondern auch soziale Anerkennung“.

Nicht von ungefähr garantiert Artikel 23 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte das Recht auf Arbeit. Aber vielen Menschen wird dieses Recht – und die damit verbundene Würde – vorenthalten. Weil sie keine Beschäftigung finden – oder weil die Arbeitsbedingungen menschenunwürdig sind. Davon zeugen auch zahlreiche Beiträge, die in der Vergangenheit mit dem Willi-Bleicher-Preis ausgezeichnet wurden.

Melisa Lota hat einen sehr guten und preiswürdigen Beitrag geliefert. Sie hat Regie geführt und mit Doris Tromballa das Drehbuch geschrie-

ben. Sie rückt Arbeit als demokratischen Grundwert in das Bewusstsein der Betrachter. Mit einem vielschichtigen und anschaulichen Beitrag. Sowohl dem Beitrag als auch der gesamten Reihe des ARD-alpha-Formats „RESPEKT“ sind viele Zuschauerinnen und Zuschauer zu wünschen – und das nicht nur in der jüngeren Zielgruppe.

Herzlichen Glückwunsch zum Willi-Bleicher-Preis 2019.



Szenen aus dem Filmbeitrag



Foto: BR / Lisa Hinder / Max Hofstetter

Johannes Lenz

Jahrgang 1993

Studium der Geographie und Volkswirtschaft in München und Madrid

Praktika bei Radio und Fernsehen

Volontariat beim Bayerischen Rundfunk

Arbeitet hauptsächlich beim BR als Online-, Hörfunk- und TV-Journalist, auch innerhalb der ARD für arte, Das Erste, 3sat und Deutschlandfunk

Themenschwerpunkte: Wirtschaft und Soziales

Regelmäßig auch als Reporter selbst mit der Kamera unterwegs

Der Beitrag ist
hier zu hören:



www.willi-bleicher-preis.de

«Digital Impact: Die Zukunft der Arbeit»

Bayerischer Rundfunk

1. Mai 2019

■ Begründung der Jury

Als Teenager war ich begeisterter Leser der Perry Rhodan Science-Fiction-Serie. Ich stellte mir die Zukunft so vor, wie sie in diesen Groschenheften beschrieben wurde: gigantische raketengetriebene Raumschiffe durchqueren mit Lichtgeschwindigkeit den Weltraum und stoßen in neue Galaxien vor. Wir alle wissen, so kam es nicht. Stattdessen gab es die entscheidenden Weiterentwicklungen nicht im Großen, sondern im Winzigen - auf den Siliziumscheiben der Mikrochips, den immer dichter gepackten Speichermedien, der Software bis hin zur Nanotechnologie.

In den Achtzigerjahren gab es einen Boom an Büchern, die die Megatrends der Zukunft vorhersagen wollten. Heute können wir ihre Thesen überprüfen. Sie hatten meistens Unrecht, und wenn doch die eine oder andere der Vorhersagen eingetroffen ist, so ist es

angesichts der vielen falschen Pro-
phezeiungen nicht verwegen zu sa-
gen, dass es Zufall war.

Aus diesen Erfahrungen habe ich die
Lehre gezogen: Wir wissen nicht was
die Zukunft bringt. Es ist unmöglich,
sie vorherzusagen. Und die besten
Köpfe sind an den Versuchen daran
gescheitert.

Vor diesem Hintergrund ist es bemer-
kenswert, dass der heutige Preisträ-
ger den Versuch unternimmt, etwas
zur Zukunft der Arbeitswelt unter
dem besonderen Gesichtspunkt der
Digitalisierung zu sagen. In seiner
Radioreportage „Digital Impact: Die
Zukunft der Arbeit“ vermeidet Johan-
nes Lenz klugerweise starre Prognos-
en. Stattdessen schildert er uns die
verschiedenen, sich teils diametral
widersprechenden Vorhersagen an-
derer. Zunächst jene, die sagt, so
schlimm wird alles nicht werden.
Erstaunlicherweise kommt diese
von dem Wirtschaftswissenschaftler
Gustav Horn, der für gewerkschafts-
nahe Einrichtungen arbeitet.

Dieser sagt: „In der Geschichte hat
es diese Befürchtung immer wieder
gegeben, gerade natürlich in Zei-
ten starken technologischen Wan-
dels und es hat sich immer wieder
gezeigt, dass sich die Arbeit zwar
verändert, das Branchen auch ver-
schwinden können, dass mit neuen
Technologien eben aber auch neue
Arbeitsplätze entstehen, so dass wir
uns einer veränderten Arbeitswelt

stellen müssen, aber nicht einer mit
notwendigerweise weniger Arbeits-
plätzen.“

Davon auszugehen, dass eine neue
Entwicklung gleich ablaufen müsse
wie die vorherigen, scheint mir et-
was fahrlässig zu sein. Es erinnert
mich an den Mann, der auf der Spit-
ze des Empire State Buildings aus-
rutscht und in die Tiefe stürzt. Als er
am 80. Stockwerk vorbei in die Tiefe
saust, sagt er: „Naja, bis hierher ist
ja noch alles gut gegangen.“

Auf der anderen Seite führt Johannes
Lenz aber auch die berühmte Studie
von Carl Benedikt Frey und Michael
A. Osborne an, nach der in absehba-
rer Zeit 50 Prozent aller Berufe durch
Computer ersetzt werden.

Wird eher die fatalistische Version
von Gustav Horn zutreffen oder eher
die apokalyptische von Frey und Os-
borne?

Wir wissen es nicht.

Was wir wissen ist, dass innerhalb
kapitalistischer Gesellschaften der
treibende Moment technischen Fort-
schritts die Absicht ist, menschliche
Arbeit durch Maschinen zu ersetzen.
Ob sich diese Absicht ungehemmt
durchsetzen kann, entscheidet je-
doch nicht die Kapitalseite alleine.

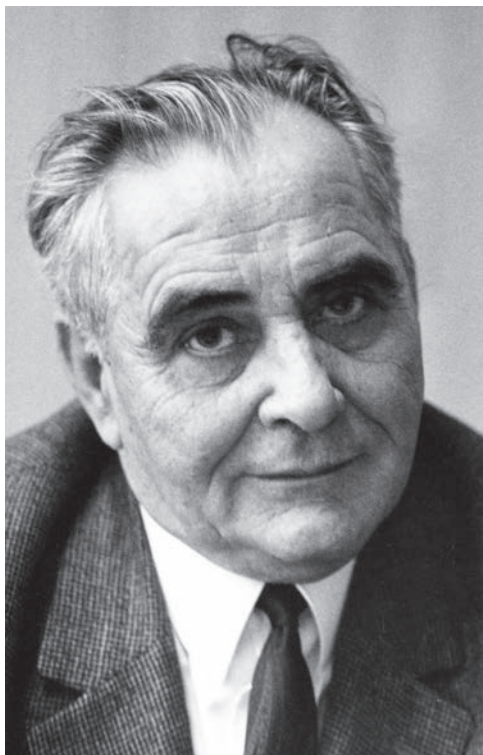
Wie die Zukunft der Arbeit aussehen
wird, entscheidet sich nicht zuletzt
dadurch, mit welcher Energie, mit
welcher Stärke und Kampfkraft, mit
welcher Klugheit und Besonnenheit

die Beschäftigten und ihre Gewerkschaften diese Zukunft mitgestalten werden.

Es ist der große Verdienst der Radio-reportage von Johannes Lenz, aller Lethargie und Panikmeldungen entgegenzutreten und genau auf diese Offenheit und Gestaltbarkeit der Zukunft hinzuweisen.

Herzlichen Glückwunsch zum
Willi-Bleicher-Preis 2019.

Willi Bleicher
Bezirksleiter
der IG Metall
Baden-Württemberg
von 1959 - 1972



Impressum:

Herausgeber: IG Metall Bezirk Baden-Württemberg
Stuttgarter Straße 23
70469 Stuttgart
Tel 0711.16581-32
Fax 0711.16581-30
www.bw.igm.de

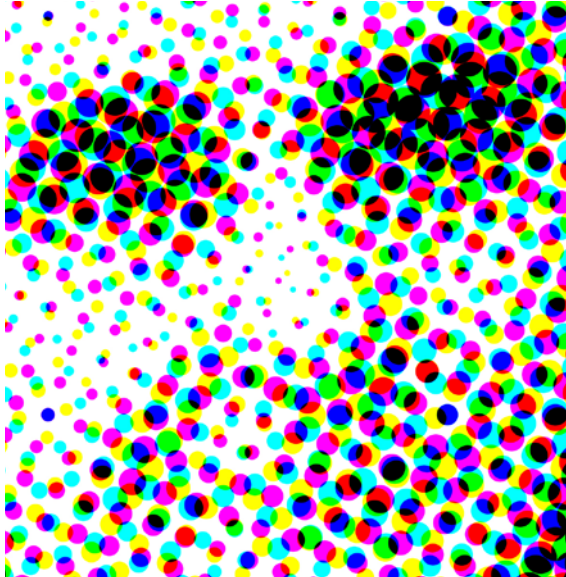
Redaktion: Petra Otte, Karin Schneider

V.i.S.d.P.: Roman Zitzelsberger, Bezirksleiter

Gestaltung: INFO & IDEE GmbH, Ludwigsburg

Herstellung: KOMESO GmbH, Stuttgart

Auflage: 350 Stück · 9/2019



Willi Bleicher: Sein Name steht für soziale Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er war und ist eine Symbolfigur.

Anfang des 20. Jahrhunderts im Deutschen Kaiserreich in Armut geboren, erlebte er Aufstieg und Fall der Weimarer Republik. Während seiner Haft unter den Nazis waren Leid, Hoffnung, Gewalt und Tod allgegenwärtig. Die Jahre bis zur Niederschlagung des Faschismus haben ihn gleichermaßen desillusioniert und gestärkt. Sie haben aus Bleicher einen Menschen mit Haltung, Statur und Charisma gemacht. Sie prägten den großen Antifaschisten und Arbeiterführer, der Willi Bleicher bis zu seinem Tod war.

Was liegt also näher, als einen Preis nach einem Menschen zu benennen, der immer einstand für Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Die IG Metall verleiht den Willi-Bleicher-Preis an Journalistinnen und Journalisten, die mit ihrer Arbeit die Arbeitswelt für Leser, Hörer und Betrachter erlebbar machen.